

Lautlos wie dein Verschwinden
Monika Lüthi

MONIKA LÜTHI

**LAUTLOS
WIE DEIN
VERSCHWINDEN**

Impressum

Lautlos wie dein Verschwinden

1. Auflage, September 2021

Alle Rechte vorbehalten

© Monika Lüthi

c/o autorenglück.de

Franz-Mehring-Str. 15

01237 Dresden

Lektorat: Astrid Töpfer www.astrid-topfner.com

Korrektorat: Claudia Heinen www.sks-heinen.de

Covergestaltung: Christin Giessel www.giessel-design.de

Buchsatz: Monika Lüthi www.monika-luethi.com

Herstellung: Bookpress.eu, Lubelska, 37c, 10-408 Olsztyn, Polen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Handlungen und alle handelnden Protagonisten sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen wäre rein zufällig.

Prolog

Jetzt

Sie sollte nicht hier stehen, hier vor diesem Haus mit dem riesigen Garten. Im Licht der Eingangslampe kann sie jeder sehen, der an ihr vorbeiläuft. Trotzdem geht sie nicht weiter. Wachsam betrachtet sie die Umgebung. Sogar in der Nacht erkennt man, wie viel Zeit und Mühe in dieses Haus gesteckt wurde. Alles ist mit viel Liebe hergerichtet. Die Blumentöpfe neben dem Eingang. Der gepflasterte Gehweg. Die Babyschaukel am Ast der Eiche. Am Gartenzaun hängt eine Geburtstafel, ein Storch mit einem rosaroten Bündel im Schnabel. Leonie, 19. April, steht in Großbuchstaben darunter. Das weiß sie, weil sie nicht das erste Mal hier ist und heute wird auch nicht das letzte Mal sein.

Sie streicht mit den Fingern über das Holz. Es fühlt sich rau an. Da kippt der Storch zur Seite. Wie ein Pendel schwingt er hin und her, bis er zum Stillstand kommt. Ihr Blick schweift vom Zaun zur Eingangstür, dann zum hell erleuchteten Panoramafenster, das sein Licht bis weit in den Garten wirft. Man sieht direkt zum Esstisch, wo Leonie in der Babyschale liegt und mit den Beinchen strampelt. Beim Anblick der Kleinen durchflutet sie eine Welle der Zufriedenheit und ihr rechter Mundwinkel zuckt kaum merklich nach oben. Ein Haus mit Garten, eine Geburtstafel und ein Baby. Bald wird sie all das auch haben.

Kapitel 1

Jetzt

Etwas stimmt nicht, aber ich kann nicht genau ausmachen was. Langsam lasse ich den Blick durch unseren Garten schweifen, den Griff des Kinderwagens fest umklammert. Die Babyschaukel unter der Eiche schwingt in der Brise hin und her. Das Quietschen des Scharniers übertönt das Rascheln der davonfliegenden Blätter. Ich begutachte die Blumentöpfe neben dem Eingang, dann die Fensterläden, entdecke aber nichts Auffälliges. Mechanisch schiebe ich den Kinderwagen vor und zurück. Leonie ist dick eingepackt in eine Wolldecke und schläft, wie so oft in den letzten Tagen. Ein Flaum weißblonder Haare blitzt unter der Mütze hervor. Ich berühre vorsichtig ihren Nacken, um zu überprüfen, ob sie schwitzt. Alles in Ordnung. Ich schaue hinüber in den Nachbargarten, ohne zu wissen, wonach ich suche. Bälle, Schaufeln und Sandkastenformen liegen kreuz und quer verteilt im verdorrten Gras. Das Bein eines Plastikstuhls steckt in einem Beet voller Margeriten, die ihre braunen Köpfe hängen lassen. Ich schüttle den Kopf. Da ist nichts.

Bestimmt kommt das flauere Gefühl in meinem Magen von der Sechsmonatskontrolle. Dieses Mal war es

besonders schlimm. Weil die Arzthelferin krank war, musste ich Dr. Brunner bei der Blutabnahme assistieren. Mit schweißnassen Händen hielt ich Leonies Kopf fest, während er sich an der Vene direkt unter dem Haaranatz zu schaffen machte. Ein Stich, und Leonies fröhliches Geplapper verwandelte sich sekundenschnell in ein gelendes Schreien. Mein Magen krampfte sich zusammen und meine Finger zitterten. Leonies Gesicht verschwamm vor meinen Augen. Peinlich. Eine 29-Jährige brach in Tränen aus, nur weil ihrer Tochter Blut abgenommen wurde. Ein Stück des Pflasters, das Dr. Brunner ihr danach auf die Stirn geklebt hat, schaut unter der Mütze hervor. Ich reiße mich von Leonie los, betrachte ein letztes Mal die Umgebung und versichere mir noch einmal, dass da nichts ist. Dann schiebe ich den Kinderwagen auf dem gepflasterten Gehweg ins Haus.

Die Luft drinnen ist wärmer als die draußen. Vorsichtshalber schließe ich die Tür ab und hänge den Schlüssel ans Brett. Man kann nie wissen. Durch die Fensterfront im Wohnzimmer dringen die letzten Sonnenstrahlen des Tages. Staubkörnchen tanzen in den Lichtkegeln umher. Ich schiebe die Decke zum Fußende und lege Leonies Teddybär in die Ablage unter dem Wagen. Nicht, dass sich Leonie diesen im Schlaf aufs Gesicht zieht und keine Luft mehr bekommt. Das Gesundheitsheft schaut vorwitzig aus der Wickeltasche. Ich greife danach und blättere zum letzten Eintrag. Während ich im Wohnzimmer auf und ab wandere und die Wachstumskurve betrachte, rebelliert mein Magen wieder. Man erkennt auf den ersten Blick, dass Leonies Gewicht von der Kurve abweicht. Nach unten. Schlagwörter aus dem dicken Ratgeber für

Kindererziehung wirbeln wild durch meinen Kopf. Mangelndes Gedeihen. Wachstumsverzögerung. Entwicklungsstörung. Mein Atem geht schneller, unregelmäßiger.

»Was stimmt nicht mit ihr?«, fragte ich Dr. Brunner mit zittriger Stimme.

»Es ist alles in bester Ordnung«, beteuerte er und lächelte. Leonie sei zwar kleiner und leichter als die meisten Babys in ihrem Alter, aber sie wachse und das sei die Hauptsache. So richtig überzeugt hatte er mich nicht. Warum schreit sie dann so oft? Warum trinkt sie alle zwei Stunden an der Brust und scheint trotzdem nicht satt zu werden?

Ich sehe Dr. Brunner vor mir mit den grauen Haaren an den Schläfen und den Brillengläsern, hinter denen seine Augen wie winzige Knöpfe wirkten. Er war schon Kinderarzt, als ich noch zur Schule ging, und musste wissen, wovon er sprach. Es ist alles in Ordnung, wiederhole ich wie ein Mantra immer wieder. Wenn ich es doch nur glauben könnte. Ich klappe das Heft zu und lasse mich auf das Sofa fallen. Nun, da ich mich nicht mehr bewege, werden zuerst meine Füße und dann der Rest meines Körpers immer träger. Ich lehne den Kopf an das Polster und schließe die Augen. Nur kurz, dann werde ich das Abendessen vorbereiten.

Ich liege mit geschlossenen Augen da und lausche dem Herzschlag, der mich umgibt wie das Wasser meinen Körper. Babumm. Babumm. Babumm. Das Geräusch beruhigt mich. Ich strecke Arme und Beine aus und versinke tiefer in dieser wohligen Wärme, lasse mich vom regelmäßigen Rhythmus in den Bann ziehen. Es ist fast, als würde ich schweben. Dann, von einem Moment auf den

anderen, ist der Herzschlag weg. Stille nimmt den Raum ein. Ich hole Luft und schreie aus Leibeskräften. Wasser dringt in meinen Mund und erstickt meine Stimme.

Ich wache auf, so plötzlich, dass ich nicht weiß, wo ich bin. Alles ist verschwommen, als hätte ich versehentlich Marcs Lesebrille aufgesetzt. Ich blinzle ein paar Mal und reibe mir die Augen. Dann sehe ich das Poster von Leonie als Neugeborenes an der Wand. Ich bin zu Hause und liege auf dem Sofa. Statt die Suppe zu kochen, bin ich eingnickt. Ich schaue an mir herunter. Leonie liegt nicht auf meinem Bauch. Wenn ich auf dem Sofa einschlafe, dann nur nach dem Stillen mit ihr auf dem Arm. Ich schieße hoch vor Schreck. Zu schnell. Alles um mich herum wird schwarz. Ich taste nach der Sofalehne und halte mich daran fest. Als ich wieder klare Gedanken fassen kann, haste ich sofort zum Kinderwagen und schaue hinein. Da liegt sie, hat sich selbstständig zur Seite gedreht.

Die Erläuterungen meiner Mutter zum plötzlichen Kindstod klingen in meinen Ohren nach. Selbst völlig gesunde Kinder können ohne erkennbare Ursache im Schlaf sterben. Für einen Moment bin ich wieder in der Vergangenheit und durchlebe die Panik von damals erneut. Schlägt ihr Herz noch? Schnell drehe ich sie zurück auf den Rücken und lege mein Ohr auf ihre Brust. Da ist er, ihr Herzschlag. Gott sei Dank! Ich halte mich am Griff des Kinderwagens fest und zwing mich, ruhig zu atmen. Tief ein und wieder aus. Sanft streichle ich über Leonies Strampler. Sie verzieht das Gesicht und dreht sich wieder zur Seite. Ihr Herz schlägt, sie lebt. Ich hätte es nicht noch einmal ertragen, wenn es anders gewesen wäre.

Der Dampfzug rattert und übertönt alle Geräusche im Raum. Der Schreck von vorhin steckt noch tief in meinen Gliedern und macht meine Bewegungen träge. Wie in Zeitlupe schneide ich Karotten in Stücke und werfe sie in den Topf. Immer wieder blicke ich in den Kinderwagen, um mich zu vergewissern, dass Leonie noch da ist und schläft. Seit sie geboren wurde, lebe ich mit der Angst, ihr könnte etwas zustoßen. Manchmal reicht sogar eine Schlagzeile in der Zeitung, um einen Gedankensturm auszulösen:

Acht Monate altes Baby an Leukämie gestorben.

Hund beißt Kleinkind (2) tot.

Einjähriges Mädchen stirbt, weil sich Ballonschnur um seinen Hals wickelt.

Ich schlucke leer und unterdrücke die aufsteigenden Tränen. Nie hätte ich erwartet, dass es an manchen Tagen so schwer sein würde. Dass ich mir so viele Sorgen um Leonie machen könnte. Ich kehre meine Gedanken in eine Ecke und versuche, an etwas anderes zu denken. Die Wanduhr verrät, dass Marc längst zu Hause sein müsste. Wahrscheinlich musste er in letzter Minute eine Präsentation beenden, eine E-Mail beantworten oder den neusten Artikel über die stagnierenden Immobilienpreise lesen und hat deswegen wie so oft den Zug verpasst. Ich sehe ihn vor mir, wie er vor dem Bildschirm sitzt, mit der Lesebrille auf der Nase. Marc geht so sehr in seiner Arbeit auf, dass er jegliches Zeitgefühl verliert. Sogar im Zug, auf der überfüllten Strecke zwischen Zürich und Bern gelingt es ihm, konzentriert zu arbeiten. Ich hingegen kann seit Leonies Geburt kaum ein paar Sätze in einem Buch lesen, ohne dass meine Gedanken abschweifen.

Nach zwanzig Minuten Kochzeit steche ich mit dem Messer in ein Stück Karotte. Es ist weich genug zum Pürieren. Ich zerdrücke das Gemüse mit kreisenden Bewegungen. Das Dröhnen des Pürierstabs mischt sich mit dem Surren des Dampfabzuges und lullt mich ein. Da kommt mir in den Sinn, dass ich vergessen habe, Windeln zu kaufen. Ich nehme mir vor, gleich heute Abend eine Bestellung aufzugeben. Die leere Ablage auf dem Wickeltisch, wo sich sonst Leonies Windeln stapeln, wird mich daran erinnern. Aus dem Augenwinkel nehme ich einen Schatten wahr. Ich zucke zusammen und lasse den Pürierstab fallen. Scheppernd fällt er zu Boden. Ich mache einen Schritt zur Seite und atme erleichtert aus, als ich sehe, wer vor mir steht.

»Marc! Ich habe dich gar nicht kommen hören.«

»Kein Wunder, bei dem Radau, den du da veranstaltest.« Marc legt einen Arm um meine Taille und drückt mir einen verhaltenen Kuss auf die Wange. Seine Lippen sind feucht und fühlen sich ungewohnt an auf meiner Haut. Er löst routiniert den Knoten seiner Krawatte, bevor er sie über den Kopf zieht und auf die Kommode neben der Garderobe legt. »Was hat der Arzt gesagt?«

»Alles sei in Ordnung.«

Er legt den Kopf schief und mustert mich. »Aber?«

»Er hat ihr Blut abgenommen.« Ich trete neben den Kinderwagen und berühre Leonie am Arm.

»Das macht er bei jedem Besuch, um dich zu beruhigen.« Ich schaue nicht auf, höre aber Marcs Lächeln in seiner Stimme.

»Ich weiß.« Ich beschließe, ihm nicht zu erzählen, wie hilflos ich mich während der Blutabnahme gefühlt habe.

Am liebsten hätte ich Leonie an mich genommen und die Praxis auf der Stelle verlassen. Sanft streichle ich mit dem Daumen über Leonies Handrücken. »Wenn er sich bis Ende der Woche nicht meldet, war die Blutprobe unauffällig.«

»Das ist sie bestimmt. Du machst dir zu viele Sorgen.«

Ich erwidere nichts. Ein beklemmendes Gefühl breitet sich in meiner Brust aus und schnürt mich ein. In einem Moment war der Herzschlag noch da, im nächsten verschwunden. Die Erinnerung an die qualvollen Sekunden der Stille versucht, sich gewaltsam Zutritt zu meinem Bewusstsein zu schaffen. Mit aller Kraft dränge ich sie zurück. Ich will jetzt nicht daran denken. Marc war nicht dabei gewesen, als es passierte. Wie könnte er da meine Ängste um Leonie verstehen? Tränen steigen in meine Augen. Nicht schon wieder! Ich wende mich von Marc ab und greife nach einem Lappen, um die Suppenspritzer auf dem Boden aufzuwischen.

»Seit wann schläft Leonie?«, fragt er.

»Jetzt sind es knapp eineinhalb Stunden.«

»Dann bleibt uns noch knapp eine Stunde.«

Eine Stunde wofür? Als ich mich erhebe und den Lappen auswasche, weiß ich es. Ich spüre die Wärme seines Körpers an meinem Rücken und verkrampfe mich, noch bevor seine Hände meinen Bauch berühren.

»Marc ...« Ich versuche, mich aus seinen Armen zu befreien. Doch er hält mich nur noch fester. Seine Lippen lieblosen meinen Hals und wandern bis zu meinem Ohr. Ich muss lachen, weil es kitzelt. Marc versteht es als Aufforderung. Er schiebt seine Hände unter meinen Pullover, hoch zu meinen Brüsten.

»Marc, bitte. Leonie wollte letzte Nacht alle zwei Stunden an die Brust, ich habe kaum geschlafen.«

»Du wirst bestimmt schnell wieder munter«, murmelt er, dreht mich in seinen Armen zu sich und beugt sich zu mir herunter.

»Mein Tag war wirklich anstrengend«, stoße ich hervor und schiebe seine Hände weg.

Marc starrt mich an. Die Enttäuschung über die erneute Abweisung steht ihm ins Gesicht geschrieben. »Du bist ständig müde. Und wenn du es nicht bist, dann musst du Leonie stillen, das Bad putzen oder Rechnungen zahlen. Irgendetwas ist immer.«

»Die Diskussion hatten wir schon.« Energisch putze ich die Spritzer auf der Ablage weg.

»Das war keine Diskussion, Isabel. Du hast mich abgewiesen und dachtest, damit sei alles geklärt. Aber das ist es nicht.« Der Ton seiner Stimme wird angriffslustig. »Sag einfach, dass du keine Lust hast, und flüchte dich nicht in Ausreden.«

Wut keimt in mir auf. Wie soll ich Lust auf Sex haben, wenn mein Rücken schmerzt vom Heben und Tragen? Wie soll ich mich ihm hingeben, wenn meine Gedanken ständig bei Leonie sind? Wie soll ich es genießen, wenn ich jede Minute den Impuls verspüre, nach ihr zu sehen? Aber all das würde Marc nicht gelten lassen.

»Na gut.« Ich werfe den Lappen ins Spülbecken. »Ich habe keine Lust. Zufrieden?«

Verletzt schaut er mich an und ich bereue es sofort, ihn so angefahren zu haben. Ohne ein weiteres Wort verschwindet er im Bürozimmer. Nur noch das Surren des Kühlschranks erfüllt den Raum und das Licht der

Deckenlampe wirkt kalt wie in einem Gefängnis. Ich setze mich aufs Sofa, schlinge die Arme um die Beine und lege den Kopf auf die Knie. Mein Blick fällt auf einen Streifen Fotoautomatenbilder von Marc und mir, die wir im ersten Monat unseres Kennenlernens gemacht haben. Damals gab es nur uns zwei. Seit Leonies Geburt hat sich so viel verändert. Vielleicht zu viel.

Kapitel 2

Ein Jahr zuvor

Marc fokussierte die rote Ampel auf der anderen Straßenseite. Meine Hand lag in seiner, schlaff und regungslos. Die andere ruhte auf meinem Bauch. Von außen sah man mir nichts an und doch war schon alles da. Der Kopf, fast so groß wie der restliche Körper. Hände, Füße und in der Mitte das Herz. Unermüdlich hatte es während der Ultraschalluntersuchung geschlagen, wie ein wummernder Bass, genauso schnell wie mein Herz, als ich Marc von der ungeplanten Schwangerschaft erzählte.

»Wie weit bist du?«, hörte ich seine Stimme in meinem Kopf.

»In der elften Woche.«

»Gut.« Er hatte sich neben mich aufs Sofa gesetzt und mir die Hand aufs Knie gelegt. »Dann ist es noch nicht zu spät für eine Abtreibung.«

Nun trennten uns nur ein paar Hundert Meter vom Eingang der Klinik, ein Betonblock ohne Wesen und ohne Gewissen. Das Gebäude, in dem wir meine Schwangerschaft beenden würden. Autos fuhren an uns vorbei, Abgase verpesteten die Luft und legten sich schwer auf meine Lunge. Die Fahrzeuge bremsten und die Ampel

wechselte auf Grün. Wir überquerten die Straße, inmitten zig anderer Passanten, alle auf dem Weg nach Hause. Eine Frau in meinem Alter, mit Bäuchlein und Kinderwagen, wartete auf der anderen Seite, ein weiteres Kind an der Hand. Das Mädchen, ich schätzte sie auf zwei Jahre, weigerte sich, über den Zebrastreifen zu gehen. Die beiden Schwänzchen peitschten in ihr Gesicht, als sie wild den Kopf schüttelte. Ihr Kreischen dröhnte in meinen Ohren. Die Mutter ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, redete auf ihr Kind ein und strich ihm übers Haar, bis es ihr schließlich schniefend nachtrottete. Ich schaute zurück, mein Blick glitt von selbst in die Wanne des Kinderwagens. Ein Säugling lag darin, das Gesicht so zerknautscht, als wäre er erst gerade geboren worden. Mein Herz wurde ganz schwer und meine Schritte langsamer.

»Isa?« Marc blieb stehen und musterte mich.

Er war der Einzige, der mich Isa nannte. Für alle anderen war ich Isabel. Isabel, die Fürsorgliche. Isabel, die Ängstliche. Isabel, die immer auf ihr Bauchgefühl hörte, weil es sie nie täuschte. Bei dieser Sache aber gewann der Kopf. Marc hatte mir aus dem Stegreif zig Argumente serviert, die gegen ein Kind sprachen, allen voran unsere beruflichen Ambitionen. Ich hatte einen Master in Soziologie an der Universität Bern und steckte mitten im Doktoratsstudium. Für nächstes Jahr hatte ich die Zusage für eine Stelle an der Universität in Oxford. Marc erklimmte die Karriereleiter in der Immobilienbranche und stand kurz vor der Beförderung zum Geschäftsführer. Eine Stelle, auf die er seit Jahren hinarbeitete. Ein Kind passte nicht in unser Leben. Weder jetzt noch in der

Zukunft. Eine Familie zu gründen, würde Verzicht bedeuten, der Verlust des eigenen Ich und womöglich würden wir uns als Paar verlieren. Davon war Marc felsenfest überzeugt. Die Bedeutung seiner Worte sickerte langsam in mein Bewusstsein. Marc und ich wären nicht mehr zu zweit. Dieses Kind würde vielleicht einen Keil zwischen uns treiben. Dieser Gedanke war so unerträglich wie schmerzhaft. Marc redete so lange auf mich ein, bis mein Bauchgefühl nicht mehr zu mir durchdrang und ich mechanisch mit dem Kopf nickte. Ja, ja, ja. Er hatte recht.

»Alles in Ordnung?« Marc drückte meine Hand.

Auch jetzt nickte ich und drängte die Tränen zurück. Es war besser so.

Die Eingangstür der Klinik verschluckte uns. Wir folgten der Beschilderung bis zur Gynäkologie und meldeten uns beim Empfang. Eine Ärztin führte uns in einen fensterlosen, dunklen Raum. Nirgends gab es eine Fluchtmöglichkeit, nur die Tür, die sich in dem Moment hinter uns schloss. Meine Eingeweide zogen sich zusammen. Ich suchte Blickkontakt zu Marc, nach einer Regung in seinem Gesicht, die mir signalisierte, dass er sich umentschieden hatte und das Baby behalten wollte. Da war nichts. Kein Bedauern, keine Reue, kein Zweifel. Nur Marc und seine ausdruckslose Maske, die er sonst nur bei geschäftlichen Terminen aufsetzte. Nun lag ich da, unten unbekleidet. Eine Spritze ins Rückenmark, ein kurzer Schmerz. Ich wünschte, die Seele würde sich genauso betäuben lassen. Es wäre einfacher, als mir einzureden, dass diese Abtreibung für alle das Beste wäre. Am besten brachte ich das hier so schnell wie möglich hinter mich und vergaß es. Ich musste nach vorn schauen, in

meine Zukunft in Oxford. Ich kniff die Augen zusammen, Tränen flossen über meine Wange. Die Schluchzer, die aus mir raus wollten, hielt ich mit aller Kraft zurück.

Die Mutter auf dem Zebrastreifen erschien vor meinem inneren Auge, neben ihr das quengelnde Mädchen und ihr Geschwisterchen im Kinderwagen. Ob wir auch ein Mädchen bekommen hätten? Wäre unser Kind blond geworden wie ich oder eher dunkelhaarig wie Marc? Wessen Gesichtszüge hätte es geerbt? Bei dem Gedanken wurde mein Herz ganz schwer. Wir würden es nie erfahren. Ich horchte in mich hinein, stellte mir vor, wie Marc und mein Leben aussehen würde, wenn wir alt und grau wären. Würde ich in fünfzig Jahren immer noch vor Studenten stehen und Vorlesungen halten wollen? Würde Marc weiterhin Artikel für seine Immobilienstudie schreiben? Würde die Leidenschaft für unsere Arbeit im Verlauf unserer Leben nicht langsam verloren gehen und die Sehnsucht nach etwas anderem an deren Platz treten? In meiner Vorstellung sah ich uns mit unseren erwachsenen Kindern in einem Sessel vor dem Kamin, umgeben von Enkeln und Urenkeln, deren Anblick unsere Herzen erwärmten. Mein Magen rebellierte stärker. Auf einmal erschien mir Oxford so sinnlos. Es war nur ein Job, winzig klein auf der Landkarte des Lebens und nicht von Bedeutung im Vergleich zu dem, was in mir heranwuchs. Ich öffnete blitzschnell die Augen. Auf einmal war alles sonnenklar.

»Hören Sie auf!«, rief ich. Meine Stimme nahm den kleinen Raum vollständig ein. »Ich will das nicht! Ich kann unser Kind nicht wegmachen lassen.«

War es zu spät? Ich lauschte in die Stille. Das Blut pulsierte in meinen Ohren.

»In Ordnung.« Metall klapperte auf dem Tisch. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich realisierte, dass ich rechtzeitig reagiert hatte. Ich atmete auf und schaute in den Lichtspot an der Decke, dann hinüber zu Marc. Er saß mit hängenden Schultern neben mir und sagte kein Wort. Seine Maske bröckelte und beförderte etwas zutage, das ich lieber nicht gesehen hätte: Verärgerung.

Am Abend lagen wir im Bett, den Rücken einander zugekehrt. Zwischen uns klaffte eine Lücke, so groß, dass ich Marc nicht hätte berühren können, obwohl er direkt neben mir lag. Ich hatte mich über seinen Wunsch hinweggesetzt und für uns beide entschieden, das Baby zu behalten. Damit drängte ich ihm ein Leben auf, das er nie gewollt hatte. Ein Leben, in dem wir uns verlieren würden, genau wie er befürchtet hatte. Ich kuschelte mich in die Mulde der Matratze und zog die Decke bis zum Kinn hoch. In diesem Moment schien es tatsächlich so zu sein. Ich brauchte meine gesamte Willenskraft, um mich vom Gegenteil zu überzeugen. Alles würde sich zum Guten wenden. Ich kannte Marc. Er brauchte Zeit, sich an Dinge zu gewöhnen, die er nicht beeinflussen konnte. So wie er akzeptiert hatte, dass er wegen seiner Meniskusverletzung zwar joggen, aber keinen Marathon mehr rennen konnte, würde er einsehen, dass wir zu dritt glücklich sein würden.

Was, wenn nicht?, flüsterte eine penetrante Stimme in meinem Kopf. *Was, wenn er wirklich kein Kind will? Was machst du dann, Isabel?*

Die Entscheidung für mein Kind bezahlte ich mit Morgenübelkeit, die den ganzen Tag anhielt. Auch lange nach der zwölften Woche wollte sie nicht verschwinden.

Unbarmherzig zwang sie mich in die Knie und ich erbrach den gesamten Inhalt meines Magens in die Kloschüssel. Zwischen den Ananasstücken von der Geburtstagstorte schwammen halb verdaute Maiskerne. Bei dem Anblick wurde mir wieder schlecht.

Es war eine dumme Idee gewesen, Marcs dreiunddreißigsten Geburtstag mit unseren beiden Familien nachzufeiern. Dazu noch in unserer winzigen Stadtwohnung. Ständig stolperte man in jemanden hinein und der einzige freie Platz war der neben Marcs Tante Rosalinde mit den Glupschaugen. Da blieben die meisten lieber stehen. Wir würden umziehen müssen, wenn das Baby da war, am besten noch vor der Geburt. Ein Klopfen an die Tür übertönte die dumpfen Klänge von Beethovens Klavierspiel im Wohnzimmer.

»Isa? Alles in Ordnung?«

»Ja, ich komme gleich.« Ich würgte nochmals, nichts kam mehr hoch. Nachdem ich mir den Mund gespült hatte, öffnete ich. Marc lehnte an der Wand und richtete sich auf, als ich aus dem Bad trat.

»Endlich, ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Du müsstest dir eher Sorgen machen, wenn ich plötzlich nicht mehr brechen würde.«

Er strich mir eine Strähne aus dem schweißnassen Gesicht. »Ruh dich aus. Ich Sorge dafür, dass niemand ins Schlafzimmer kommt.«

»Es geht schon, danke.« Meine Antwort war ruppiger als beabsichtigt, obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, ihm nicht zu zeigen, wie verletzt ich immer noch war, weil er unser Kind nicht gewollt hatte. Mehr als einmal hatte er beteuert, dass er meinen Entscheid akzeptierte. Er sei

überfordert gewesen und eine Abtreibung war ihm bequem erschienen. Zurück zum Normalzustand, als hätte das Thema nie im Raum gestanden. Aber einen Reset-Knopf gab es für Schwangerschaften nicht. Entweder wiegte man nach vierzig Wochen ein Neugeborenes im Arm oder man musste für den Rest seines Lebens damit klarkommen, dass man sich damals dagegen entschieden hatte.

»Ich mache es wieder gut«, hatte Marc gesagt und meine Hand festgehalten. »Das verspreche ich dir.«

Die Luft im Wohnzimmer erdrückte mich. Ich quetschte mich zwischen Tanten und Onkel hindurch, um zum Fenster zu gelangen. Marcs Mutter saß am Esstisch, blond und zierlich. Fast wie eine Fee, wären die strengen Züge in ihrem Gesicht nicht gewesen. Ihr böser Blick spießte mich auf. Da fiel es mir siedend heiß ein: Das Seidentuch, das sie mir zum Geburtstag geschenkt hatte. Es lag in der hintersten Ecke meines Kleiderschranks. Damals hatte sie sich noch nicht entschieden gehabt, ob sie mich mögen oder hassen sollte. Dafür wusste sie es jetzt umso besser. Trotzdem versuchte ich ständig, es ihr recht zu machen, schließlich war sie Marcs Mutter. Jedes Mal, wenn wir uns trafen, wickelte ich das Stück Stoff um den Hals, nur damit sie erhobenen Hauptes die Lippen aufeinanderpressen konnte. An diesem Tag hatte ich es vergessen. Die Hitze staute sich in meinem Kopf und ich wandte mich ab.

Mal abgesehen von Tante Rosalinde war der Rest von Marcs Familie pflegeleicht, vor allem Marcs Bruder. Er stand neben dem gekippten Fenster und redete auf Marc ein. Wenn ich die beiden zusammen sah, erschrak ich regelmäßig über ihre Ähnlichkeit. Sie hatten die gleichen

Augen, die gleiche Nase und das gleiche Kinn. Sogar der Bartwuchs zeigte sich an den gleichen Stellen. Marcs matter Blick und das regelmäßige Kopfnicken verriet mir, dass er nicht ganz bei der Sache war. Wahrscheinlich schwärmte sein Bruder gerade von seiner letzten Reise in die Karibik oder von anderen Aktivitäten, die für uns während der nächsten Monate, vielleicht sogar Jahre, nicht infrage kamen. Als sein Bruder mich entdeckte, zupfte er an Marcs Poloshirt. Seine Lippen formten: »Da ist sie.«

Marc schnappte sich eine Gabel und schlug damit gegen das Weinglas in seiner Hand. Die Gespräche verstummten.

»Vielen Dank, dass ihr alle gekommen seid, um meinen Geburtstag mit mir zu feiern.« Marc stellte das Glas auf die Fensterbank und straffte die Schultern.

Mein Mund wurde ganz trocken. Warum schaute er mich so an? Erwartete er, dass ich eine Geburtstagsrede für ihn hielt? Ich knetete meine Hände. Es war eine Sache, vor Studenten über Lohnungleichheit zu sprechen, da war ich sattelfest. Ich wusste, dass Frauen durchschnittlich zwanzig Prozent weniger verdienten als Männer und sich rund ein Drittel davon nicht durch Faktoren wie Bildung, Berufserfahrung oder Produktivität erklären ließ. Etwas zu improvisieren gehörte hingegen nicht zu meinen Stärken.

»Wir haben mindestens zwei weitere Gründe zum Feiern. Den ersten kennt ihr bereits.« Er deutete auf meinen leicht gewölbten Bauch und ich atmete auf. Doch keine Rede. »Den zweiten noch nicht.« Ohne den Blick von mir abzuwenden, zog er eine Schachtel aus der Hosentasche. Der Überzug schimmerte weich im

Licht der Stehlampe. Er klappte den Deckel auf und ein Raunen ging durch die Menge. Ich starrte den Ring an. Drei Edelsteine funkelten um die Wette, fast kitschiger als die Tatsache, dass Marc soeben vor mir auf die Knie fiel. Meine Finger kribbelten. Das Gefühl setzte sich fort und flutete meinen ganzen Körper. Kurz glaubte ich, mich nicht mehr auf den Beinen halten zu können. Jemand schniefte. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass sich Tante Rosalinde ein Taschentuch vor den Mund presste.

»Isa.« Marc räusperte sich. »Möchtest du meine Frau werden?«

Angespannte Stille. Das Blut rauschte in meinen Ohren. Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu realisieren, was gerade geschah. Marc machte mir einen Antrag. Sah so seine Wiedergutmachung aus? War das seine Art, mir zu sagen, dass er zu mir und dem Kind stand? Die Familienmitglieder hingen an meinen Lippen, warteten darauf, dass sie das eine Wort formten, das alle hören wollten.

»Ja«, sagte ich.

Er strahlte, nahm mein Gesicht in beide Hände und küsste meine Lippen, meine Nase, meine Stirn. Unzählige Male, bis ich laut loslachte. Ich lachte, bis meine Wangen schmerzten. Alle um uns herum klatschten, alle gratulierten. Nur Marcs Mutter nicht.

Kapitel 3

Jetzt

Ich höre die Nachbarskinder schon auf der Straße, bevor ich die Haustür öffne und mit dem Kinderwagen nach draußen trete. Eine Mischung aus Lachen und Kreischen, bei der ich mir am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Leonie lässt sich dadurch nicht stören, sie schläft weiterhin tief und fest. Diese Eigenschaft hat sie eindeutig von Marc geerbt. Ich glaubte, ein Kind brauche weniger Schlaf, je älter es wird. Nicht so bei Leonie. Wahrscheinlich ist der gestiegene Bedarf auf einen Entwicklungsschub zurückzuführen und kein Grund, mir Sorgen zu machen. Um die eigene Achse drehen, krabbeln, laufen. All diese Meilensteine brauchen Energie. Vielleicht hat Leonie deswegen so wenig zugenommen, obwohl sie so oft an der Brust trinkt.

Die Zwillinge springen über die Straße, nur eine Haaresbreite am Kinderwagen vorbei, ohne mir Beachtung zu schenken. Ihr jüngerer Bruder malt mit Kreide wirre Muster auf den schwarzen Asphalt. Ich spähe in den Nachbargarten auf der anderen Straßenseite und schaue mich nach ihrer Mutter um. Das Sandkastenspielzeug liegt immer noch kreuz und quer herum, aber von Natalia keine Spur. Wahrscheinlich sitzt sie im Haus und stillt

ihren Säugling, während die anderen Kinder mitten auf der Straße spielen. Das jüngste davon ist erst zwei! Aber das passt zu ihr, diese Fahrlässigkeit. Auch wenn wir am Ende der Quartierstraße wohnen, würde ich Leonie, wenn sie älter ist, nie unbeaufsichtigt hier spielen lassen. Zu ihrem Schutz haben wir direkt nach dem Kauf des Hauses einen Zaun rund um unser Grundstück montiert. Ich betrachte das noch jungfräulich aussehende Holz. Da fällt mir auf, dass Leonies Geburtstafel schräg hängt. Bestimmt haben Natalias Kinder sie mit einem Ball getroffen. Ich richte den Storch gerade aus, sodass Leonies Name wieder horizontal steht.

»Hallo, Frau Isabel.« Frau Kocher im Garten nebenan winkt mich zu sich. Sie spricht mich mit Vornamen an, was sie aber nicht davon abhält, mich zu siezen.

»Guten Tag, Frau Kocher.«

Ein Dutzend Lockenwickler stecken in ihrem grau melierten Haar. Ich bleibe vor dem Zaun stehen und warte geduldig ab, welchen Dorffratsch sie dieses Mal loswerden möchte.

»Wann haben Sie Frau Natalia das letzte Mal gesehen?«

Ich überlege kurz. Mein Blick schweift zur Hausfassade gegenüber. Es ist, als würde sie mir seit unserem ersten und einzigen Treffen aus dem Weg gehen.

»Das ist schon länger her«, sage ich schließlich. »Warum fragen Sie?«

»Ihre Bengel werfen ständig ihren Ball in meinen Garten und zerstören so meine Blumen. Wenn ihre Mutter nicht draußen ist, machen sie, was sie wollen.« Sie hält mir eine geknickte Margerite vor die Nase.

Das tun sie ohnehin, erwidere ich in Gedanken.

»Schauen Sie bloß, dass Sie Ihre Tochter anständig erziehen.« Sie lugt in den Kinderwagen und streckt eine Hand aus, um Leonies Wange zu tätscheln.

»Vorsicht, sie beißt!«

Als hätte Leonie sie tatsächlich gebissen, zuckt die Nachbarin zusammen und zieht die Hand zurück. Ich grinse in mich hinein. »Bis bald, Frau Kocher.«

Keine Antwort. Ich spüre ihren Blick auf meinem Rücken. Verwunderung und Ärger zugleich.

Ich atme die frische Luft ein und genieße die Brise, die übers Feld weht. Die Büsche am Straßenrand sind farblos und kahl, doch die Bäume leuchten in allen möglichen Rot- und Gelbtönen. In diesem Dorf, unweit von Bern, bin ich selbst und auch schon meine Eltern aufgewachsen. Hier reiht sich ein Einfamilienhaus ans nächste. Sogar die neuen Doppeleinfamilienhäuser fügen sich übergangslos ins Gesamtbild ein. Es gibt weder Plattenbauten noch Flachdächer, nur zweistöckige Häuser mit eingezäunten Gärten wie unseres, mit Rutschbahn, Trampolin oder Schaukel.

So idyllisch, wie sich das Ortsbild gibt, verhalten sich auch die Bewohner. Wenn man sich auf der Straße begegnet, grüßt man. Wenn man sich kennt, bleibt man kurz stehen und tauscht Neuigkeiten aus. Unser Dorf war vor zwei Jahren sogar als Ort mit der schweizweit niedrigsten Kriminalitätsrate ausgezeichnet worden. Hier fühle ich mich sicher. Schon immer. Und ich will, dass Leonie genauso behütet aufwächst wie ich damals.

Marc hingegen kann mit dem Dorfleben nicht viel anfangen. Er liebt es, am Puls der Stadt zu sein und sich mit

dem Laptop ins nächste Café zu setzen und dort weiter an seinen Projekten zu arbeiten, wenn ihm zu Hause die Decke auf den Kopf fällt. Er wollte nie hierher ziehen. Genau genommen wollte Marc vieles nicht. Mir zuliebe hat er es trotzdem getan.

Ich nähere mich dem ersten Haus einer Siedlung. Eine Frau bückt sich vor der Haustür und kramt in ihrer Tasche. Ich erkenne sie sofort. Meine Schritte werden langsamer. Noch hat sie mich nicht gesehen. Vielleicht schaffe ich es, lautlos an ihr vorbeizuschleichen. Sie zieht den Schlüsselbund aus ihrer Handtasche und schaut auf. Zu spät, sie hat mich entdeckt. Sie blinzelt, als würde das Licht sie blenden, und schlingt die Arme um ihren schlanken Körper. »Isabel?«

»Hallo Anna.« Ich trete näher und bleibe vor dem Gartenzaun stehen. Es ist bestimmt fünf Monate her, seit ich das letzte Mal mit ihr gesprochen habe. Damals waren Marc und ich gerade erst in unser Haus eingezogen und Leonie noch keinen Monat alt. Zuerst mustert sie mich, danach den Kinderwagen.

»Wie geht es dir?«, frage ich, obwohl die Antwort offensichtlich ist. Ihre Haare kleben schlaff am Kopf, Augenringe haben sich tief in ihr Gesicht gegraben.

»Gut.« Sie versucht es mit einem Lächeln, das ihr aber misslingt. »Na ja, geht so.«

»Deine Mutter? Oder die Arbeit?«, frage ich.

»Ausnahmsweise nichts von beidem.«

Jetzt, wo sie vor mir steht, so verloren, erfasst mich die Welle des schlechten Gewissens. Nach der Geburt hat sie sich ein paar Mal bei mir gemeldet und sich erkundigt, wie es mir geht. Aber ich war so von Leonie

absorbiert gewesen, dass ich nur halbherzig oder manchmal auch gar nicht geantwortet habe. Ich habe mir zwar vorgenommen, sie anzurufen oder bei ihr zu klingeln, schließlich wohnt sie nur rund einen halben Kilometer entfernt. Getan habe ich es nie. Irgendwann habe ich es vergessen. Vergesslichkeit ist genauso wie die fehlende Konzentration eine Charaktereigenschaft, die sich nach der Geburt bei mir eingeschlichen hat. Ich vergesse, den Käse für die Lasagne einzukaufen, ich vergesse zu kontrollieren, ob ich die Tür abgeschlossen habe, und ich vergesse, mich bei den Menschen zu melden, die mir am meisten bedeuten. Spätestens nachdem ich erfahren habe, dass sie Marc um einen Job angebettelt hat, hätte ich reagieren sollen. Ich hätte fragen sollen, warum sie sich nicht vertrauensvoll an mich gewandt hat, wo ich doch ihre beste Freundin bin und sie Marc nicht ausstehen kann. Ich habe es nicht getan.

»Möchtest du darüber reden?«, frage ich, als könnte ich mit meinem Angebot das Versäumnis der letzten Monate wieder gutmachen. Anna mustert mich abschätzend und einen Moment lang glaube ich, sie würde ablehnen. Ein Hund bellt beim Vorbeigehen. Ich drehe den Kopf in seine Richtung. Sein Herrchen zieht ihn an der Leine zurück und zischt ihm zu, er solle ruhig sein. Dann wende ich mich wieder Anna zu. Ihr Gesichtsausdruck hat sich aufgehellt. Zu meiner Überraschung sagt sie: »Nächste Woche zum Mittagessen?«

»Wie wäre es mit einem Spaziergang und anschließend Kaffee bei mir? Ich esse nicht gern auswärts mit Leonie.«

»In Ordnung.«

»Treffen wir uns hier? Nächsten Samstag um zwei?«

»Ich freue mich.« Sie lächelt, aber in ihrem Blick liegt eine Traurigkeit, die ich noch nie zuvor an ihr gesehen habe.

Ich erwidere ihr Lächeln, steuere den Kinderwagen auf den Weg zurück und biege in den Feldweg ein. Als ich über meine Schulter blicke, steht Anna immer noch vor dem Haus und schaut mir nach.

Kapitel 4

Acht Monate zuvor

Am Tag unserer Hochzeit hingen die Leitungen der Trams wie Spinnennetze über der Straße und der Gehweg war am Rand bis auf Kniehöhe mit sulzigem braunem Schnee bedeckt. Menschen eilten vorbei, das Gesicht tief in den Krägen der Jacken vergraben. Nur von Marc war weit und breit nichts zu sehen. Meine gefühlte tausend Anrufe blieben unbeantwortet.

»Es dauert nicht lange«, hatte er mir versichert, als ich schlaftrunken im Bett gelegen hatte, mein Körper ganz warm von der Nacht. »Dieser Termin stellt die Weichen für meine Zukunft. Er kann nicht ohne mich stattfinden.«

Ich hatte verständnisvoll genickt. Er hatte mir einen Kuss auf den Mund gedrückt und versprochen, rechtzeitig wieder zurück zu sein.

Nun stand ich doch allein im weißen Kleid im Standesamt. Ich umfasste meine nackten Arme und bohrte die Fingernägel hinein. Immer wieder setzte ich mich hin, um wenige Minuten später wieder aufzuspringen, aus dem Fenster zu schauen und in der Menschenmasse nach einem vertrauten Gesicht zu suchen. Meine Zehen pochten in den viel zu engen

Schuhen. Marc konnte heute unmöglich zu spät kommen. Nicht am Tag unserer Hochzeit!

Nicht aufregen, dachte ich und streichelte über meinen mittlerweile stark gewölbten Bauch. *Das ist nicht gut für das Baby*. Meine Ärztin hatte mir geraten, mich so oft wie möglich auszuruhen. Wegen der Übungswehen, hatte sie gesagt. Ich drehte mich vom Fenster weg und sah mich im Raum um. Die weißen Wände und die Stühle mit den Metalllehnen könnten aus einem Krankenhaus stammen. Unwürdig für einen Ort, an dem zwei Menschen ihre Liebe bekunden wollten. Marcs Familie hatte einen Kreis gebildet, engmaschig, sodass niemand versehentlich zu ihnen stoßen konnte. Nur sein Bruder warf ab und zu einen Blick in meine Richtung. Wieder täuschte mich die brüderliche Ähnlichkeit und ich glaubte für den Bruchteil einer Sekunde, es sei Marc. Die Enttäuschung, dass er es nicht war, übermannte mich.

Abseits der Verwandtschaft saß Anna auf einem der Stühle und wirkte verloren vor der hohen Wand, die genau so weiß war wie sie selbst. Ich setzte mich zu ihr, wohl wissend, dass ich in einer Minute wieder aufstehen und zum Fenster eilen würde.

»Wo bleibt er bloß?«, flüsterte ich.

»Er kommt bestimmt bald«, sagte Anna, wirkte aber wenig überzeugt. In ihrem Blick sah ich diesen Ausdruck. Sie hätte mich ja gewarnt. Marc war ein Mistkerl und wenn wir verheiratet wären, wäre er eben ein verheirateter Mistkerl. Ein Ring am Finger änderte seinen Charakter nicht. Sie war überzeugt, er würde mich früher oder später enttäuschen. Ich wusste noch genau, wie sie reagiert hatte, als ich ihr das erste Mal ein Bild von Marc

gezeigt hatte. Ein geschäftliches Foto unterhalb eines Artikels in einer Immobilienzeitschrift. Marc trug einen schwarzen Anzug und eine genauso schwarze Krawatte. Selbstbewusst lächelte er in die Kamera. Zuerst wirkte sie überrascht, dann verengten sich ihre Augenbrauen und sie meinte: »Der ist nichts für dich.«

»Und warum?«, wollte ich wissen.

Sie zögerte einen Moment und betrachtete das Bild eingehend. Als ich glaubte, sie würde nicht mehr antworten, sagte sie: »Der hat nur seine Karriere im Kopf.«

In diesem Punkt hatte Anna recht gehabt. Ich spürte wieder diesen Druck auf der Blase, wie so oft in den letzten Tagen. »Ich muss kurz aufs Klo.«

»Brauchst du Hilfe?« Anna zeigte auf meine Schleppe.

»Nein, das schaffe ich allein.«

Ich verließ den Raum und beeilte mich, die Toilette zu finden. Während ich pinkelte, betrat jemand die Kabine neben mir und riss ein paar Blätter Toilettenpapier ab. Vermutlich, um den Klodeckel damit zu bedecken. Ich spülte, rückte meinen Rock zurecht und wusch mir im Waschbecken die Hände. Im Spiegel sah ich, wie Marcs Mutter die Tür der anderen Kabine mit dem Ellbogen zuschob. Ihre Handtasche hatte sie unter den Arm geklemmt. Ich wandte meinen Blick ab, als sie sich neben mich stellte und sich im zweiten Becken ebenfalls die Hände wusch. Stur konzentrierte ich mich auf meine Finger und schrubbte sie wund. Marcs Mutter schaute auf und fixierte mich, sodass ich sie nicht länger ignorieren konnte. Wir starrten uns gegenseitig im Spiegel an. Im künstlichen Licht wirkten ihre Haare blond wie Stroh.

»Jetzt hättest du es fast geschafft, meinen Sohn an dich zu ketten«, zischte sie. »Hoffentlich hat er es sich anders überlegt und lässt dich vor dem Traualtar sitzen.«

Ganz undamenhaft schüttelte sie die Hände im Waschbecken aus und ließ mich mit meinem Spiegelbild allein zurück. Ich sah ein kreideweißes Gesicht, umrahmt von einer losen Haarsträhne, die sich aus der Hochsteckfrisur befreit hatte. Da war er wieder, dieser Gedanke, der wie eine Motte durch mein Hirn flatterte und sich nicht ausrotten ließ: Was, wenn Marc mir den Antrag nur aus Pflichtgefühl gemacht hatte und nicht, weil er das wollte, mit mir und dem kleinen Wesen in meinem Bauch? Was, wenn er sich umentschieden hatte und mich hochschwanger sitzen ließ? Die Tränen stiegen in mir auf. *Nicht weinen*, dachte ich, *sonst läuft dir die Wimperntusche übers Gesicht*.

Doch was brachte mir ein perfektes Make-up, wenn es keine Hochzeit gab? Ich stützte mich am Rand des Waschbeckens ab, den Kopf gesenkt, damit ich mich nicht länger ansehen musste. Es klopfte an der Tür und meine Mutter lugte durch den Spalt hindurch.

»Was ist denn los, Mädchen?«, fragte sie und trat ein.

»Marc kommt nicht.« Meine Unterlippe zitterte. Nun kamen doch die Tränen.

»So was darfst du nicht einmal denken!« Sie zog mich in die Arme. »Bestimmt gibt es eine Erklärung, warum er noch nicht hier ist. Vielleicht dauerte sein Termin länger oder der Zug fiel aus.«

»Aber seine Mutter ...«

»... ist eine dumme Gans!« Sie riss ein Stück Papier vom Spender und tupfte mir die Tränen von den Wangen.

»Marc ist ein intelligenter junger Mann, der weiß, was er will, und das bist du!«

Obwohl mir nicht danach zumute war, lächelte ich und mein Herz wurde ein Stück leichter. Meine Mutter hatte schon immer gewusst, wie sie mich trösten kann. Wir gesellten uns wieder zu den anderen in den Warteraum. Wenn Marc mich heiraten wollte, dann würde er es tun. Ein Splitter des Zweifels, den Marcs Mutter in meinen Kopf gepflanzt hatte, blieb.

»Entschuldigen Sie.« Die Standesbeamtin beugte sich zu mir herüber. »Wissen Sie, wann Ihr Verlobter eintreffen wird?«

»Leider nicht.« Ich konnte nicht anders, als auf ihren grauen Haaransatz zu starren, der so gar nicht zu ihrem faltenlosen Gesicht passte.

»Wir müssen spätestens in fünf Minuten anfangen.«

»Ich versuche nochmals, ihn zu erreichen.«

Ich wählte seine Nummer, doch wieder erwartete mich am anderen Ende das Besetztsymbol. Aus der Ecke von Marcs Familie kam Gelächter, so laut, als ob sie sich köstlich amüsieren würden. Da öffnete sich die Tür. Alle im Raum schauten zum Eingang. Ich schoss von meinem Stuhl hoch und strich mein Kleid glatt.

Marc, endlich!

Doch als ich wieder aufschaute, stand nicht Marc vor mir, sondern eine fremde Frau in einem weißen Kleid. Die nächste Braut. Hinter ihr tummelte sich eine Horde von Freunden und Verwandten und wartete darauf, nach uns den Raum zu betreten. Endlose Sekunden starrten wir uns an. Dann murmelte sie eine Entschuldigung und scheuchte ihren Anhang wieder ins Treppenhaus.

Kraftlos sank ich im Stuhl zusammen. Meine Mutter hielt mich im Arm. Ich bemühte mich nicht mehr um Haltung, sank mit dem Kopf gegen ihre Schulter und ließ den Tränen freien Lauf. Mittlerweile war es egal, was Marcs Mutter von mir dachte. Die Hoffnung, dass Marc kommen würde, schwand. Vielleicht war es besser so. Lieber keinen Mann als einer, dem die Arbeit wichtiger war als die Familie. Lieber unverheiratet bleiben, als in einer Ehe mit einem Mann zu leben, für den die Familie einem Gefängnis gleichkam. Lieber alleinerziehende Mutter, als jeden Abend ins Gesicht eines Mannes zu blicken, der das eigene Kind abtreiben lassen wollte. Egal, wie sehr ich versuchte, mich davon zu überzeugen, dass uns viel Leid erspart werden würde, wenn wir nicht heirateten, der Schmerz in meiner Brust blieb.

»Isa«, hörte ich Marc in meinen Gedanken und spürte den sanften Luftzug seines Atems am Hals. »Ich liebe dich.«

Wir hatten eng umschlungen auf der Mauer im Rosengarten gegessen, von wo aus man die gesamte Altstadt überblicken konnte. Ich hatte die Nase gekräuselt und gemurmelt, dass ich ihn auch liebte. Die Erinnerung an die wohlige Wärme dieses Augenblicks ließ meine Tränen noch stärker fließen. Meine Mutter tupfte sie weiter unaufhörlich ab.

Erneut ging die Tür auf. Ich schaute in ein vertrautes Gesicht, das sich suchend im Raum umsah. Das Gesicht, neben dem ich jeden Morgen aufwachte. Marc. Er war gekommen. Ich presste die Lippen zusammen und ballte die Fäuste. Mein erster Impuls war, mit aller Kraft auf seine Brust zu hämmern und ihn anzuschreien, warum er mich so lange hatte warten lassen. Dann trafen sich

unsere Blicke und sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Er sah mich an wie damals im Rosengarten, als er mir das erste Mal seine Liebe gestanden hatte, und mein Herz klopfte genauso schnell. Er kam auf mich zu und schloss mich in die Arme. Ich vergaß, wie lange ich gewartet hatte in der Angst, er würde nicht kommen. Die Erleichterung, dass sich der Wunsch von Marcs Mutter nicht erfüllt hatte, ließ meine Wut schmelzen. Mein Bauch drückte ungewohnt an seinen und Glücksgefühle schlugen Purzelbäume bis in die Fingerspitzen. Marc war da.

»Du siehst wunderschön aus«, flüsterte er mir ins Ohr.

»Heiraten wir jetzt endlich?«

Er lächelte. »Heiraten wir.«

Ich eilte über die Brücke, die das Lorrainequartier mit der Altstadt verband, so schnell es im neunten Schwangerschaftsmonat noch ging.

»Sei vorsichtig!«, hatte mich meine Mutter zuvor am Telefon ermahnt. »Du bist hochschwanger und trägst nun die Verantwortung für zwei Leben.«

Ich hatte mit den Augen gerollt und sie mit einem »Ja, Mama« abgespeist. Sie machte sich ständig Sorgen um mich, so als wäre ich noch ein Kleinkind und nicht eine erwachsene Frau, die bald selbst Mutter werden würde. Mit ihren Worten im Hinterkopf drosselte ich mein Tempo. Die paar eingesparten Minuten waren es nicht wert, das Risiko eines Sturzes einzugehen. Außerdem hatte ich Anna eine Nachricht geschickt, dass ich mich verspäten würde. Nur war diese bisher nicht zugestellt worden. Wahrscheinlich hatte ihr Handy keinen Akku

mehr. Es wäre nicht das erste Mal. Ständig vergaß sie, ihr Ladekabel mitzunehmen, obwohl sie genau wusste, dass der Akku ihres alten Telefons keinen ganzen Tag durchhielt.

»Manchmal genieße ich es, nicht erreichbar zu sein«, hatte sie bei unserem letzten Treffen gesagt und an ihrem Drink genippt.

Der rote Himmel zu meiner Rechten weckte meine Aufmerksamkeit. Meine Schritte wurden langsamer, bis ich ganz stehen blieb. Mit offenem Mund bewunderte ich die Aussicht. Von hier aus glänzten die Dächer der Berner Altstadt bronzefarben im Licht der untergehenden Sonne. Ein frischer Wind wehte mir entgegen. Da überkam mich ein seltsames Gefühl. So als ob ein Abschnitt meines Lebens unwiderruflich zu Ende gehen würde.

Ich lief weiter und versuchte, die Jacke enger um mich zu schlingen, doch es gelang mir nicht. Sie war zu klein geworden, so wie unsere Wohnung. Wir hatten bei einer Zwangsversteigerung den Zuschlag für ein Einfamilienhaus im Dorf meiner Eltern erhalten. Der Besichtigungstermin wurde mehrmals verschoben, weil sich die ehemalige Eigentümerin geweigert hatte, das Haus zu räumen. Ich hatte nicht mehr daran geglaubt, es jemals besichtigen, geschweige denn kaufen zu können. Als der Tag doch gekommen war, konnte ich mir nicht mehr vorstellen, anderswo zu leben. Ein geräumiges Haus, mitten in der Natur. Felder so weit das Auge reichte, dahinter der Wald und die Berge am Horizont. Mein Kind würde in dieser friedlichen Idylle aufwachsen, genau wie ich damals. Die Wohnung war

gekündigt und in wenigen Tagen würden wir die Stadt verlassen und aufs Land ziehen. Bei dem Gedanken überkam mich doch noch die Wehmut. Drei Jahre lang hatte ich praktisch an der Universität gelebt, nun würde ich sie monatelang nicht mehr betreten. Keine wissenschaftlichen Artikel schreiben, keine Übungstutorials halten, keine Studentenfragen beantworten. Ich wusste nicht, was mich nach der Geburt erwartete. In einem Punkt war ich mir aber sicher: Die Entscheidung, das Angebot aus Oxford auszuschlagen und in der Schweiz zu bleiben, war die richtige gewesen. Auf die Stelle würde ich mich in zwei oder drei Jahren wieder bewerben können, das Baby jedoch ließ sich nicht verschieben.

Ich näherte mich dem Café. Durch die offenen Fenster drang Gelächter nach draußen. Schwer atmend erreichte ich die Stufen zum Eingang und trat ein. Mein Bauch zog automatisch alle Blicke auf sich. Alles drehte sich nur noch um die Kugel in meiner Körpermitte, mein Gesicht existierte gar nicht mehr. Ich schlug den Blick nieder und steuerte blind auf den Tisch zu, wo Anna und ich meistens saßen. Wie erwartet war sie schon da. Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Wange und starrte nach draußen. Als ich näher kam, bemerkte ich ihre geröteten Augen.

»Was ist los?«, fragte ich und setzte mich neben sie.

Sie zuckte zusammen und drehte sich abrupt in meine Richtung. »Ich habe dich gar nicht kommen hören.«

Ich betrachtete sie genauer. »Hast du geweint?«

»Nein, nein«, wiegelte sie ab. »Nur ein Staubkorn.«

Sie drückte mir einen Kuss auf die Wange und erzwang ein Lächeln, das gleich darauf wieder erlosch wie die

Flamme eines kurzlebigen Streichholzes. Der Duft von Vanilleparfüm und Frittierfett blieb zurück.

»Ein Staubkorn in beiden Augen?« Ich zog eine Augenbraue in die Höhe.

»Lass uns nicht darüber sprechen. Sag mir lieber, was du trinken möchtest. Ich lade dich ein.«

»Einen Kräutertee.«

Sie eilte zur Bar, offenbar dankbar, dass sie sich ein wenig sammeln konnte, bevor ich sie löchern würde. Ich stopfte ein Kissen in den Rücken und lehnte mich zurück, eine Hand auf den Bauch gelegt. Mir schwante bereits, wer für ihren Gemütszustand verantwortlich war. Sie kam mit den Getränken zurück und nahm mir gegenüber Platz. Den Duft der gerösteten Bohnen roch ich zehn Meter gegen den Wind. Eine leichte Übelkeit kroch in mir hoch. »Na los, erzähl.«

»Du gibst nie auf, was?« Sie lächelte gequält.

»Vielleicht, wenn ich in den Wehen liege.«

»Na gut.« Sie trank einen Schluck. »Es ist wegen Dora.«

Ich wusste es. Niemand brachte Anna so sehr aus dem Konzept wie ihre Erzeugerin. Anders konnte man die Frau nicht nennen, die sie geboren hatte.

»Sie hat mir mal wieder vorgeworfen, ich sei schuld am Tod meiner Schwester.«

»Im Ernst?«

»Vielleicht hat sie recht.« Anna senkte den Blick und knetete ihre Finger.

»Anna!« Ich packte sie am Arm und rüttelte ihn so lange, bis sie mich anschaute. »Es war ein Unfall.«

»Was, wenn nicht?« Sie presste Zeigefinger und Daumen auf ihr Nasenbein. »Meine Erinnerungen verschwimmen

mit Doras Erzählungen. Ich weiß nicht mehr, was wahr ist und was ich mir nur einbilde.«

»Du warst selbst noch ein Kind! Dora hätte dir nicht die Verantwortung für Emily auferlegen dürfen.«

»Ich war die Ältere von uns beiden. Ich hätte nicht mit ihr in die Nähe des Teichs gehen dürfen. Vor allem hätte ich nicht weglaufen sollen.«

Anna hatte mir schon so oft von dem Unfall erzählt und immer noch jagten mir die aufkommenden Bilder in meinem Kopf eine Gänsehaut über den gesamten Körper. Jetzt, wo ich selber schwanger war, brachte der bloße Gedanke an die zweijährige Emily unter dem eingebrochenen Eis mein Herz zum Rasen. Was, wenn das meinem Kind passieren würde? Unvorstellbar.

»Du wolltest Hilfe holen, das einzig Richtige. Beim Versuch, sie aus dem Wasser zu ziehen, wärest du auch eingebrochen, da bin ich mir sicher.«

Wir schwiegen einen Moment. In der Küche nebenan schepperte es, dann zerbrach etwas. Jemand schimpfte. Kurz darauf kam der Barkeeper mit eingezogenem Kopf hinaus und verschwand hinter der Bar.

»Wieso ziehst du nicht endlich aus?«, fragte ich.
»Dann musst du dir Doras Anschuldigungen nicht mehr anhören.«

»Im Restaurant verdiene ich zu wenig, ich könnte mir keine andere Wohnung leisten. Immerhin kann ich so ein wenig Geld zur Seite legen. Sodass wir doch noch mit dem VW Bus auf Europatour gehen können.«

Nun hellte sich ihr Gesichtsausdruck merklich auf. Ich sah ihr an, wie sie sich die Route unserer Reise ausmalte. Deutschland, Dänemark, Schweden. Jeden

Morgen den Sonnenaufgang von einem neuen Ort aus beobachten, das Meer ständig in Sicht. Immer weiter fahren, bis uns das fehlende Geld zwingt, innezuhalten und Arbeit zu suchen. Am liebsten ganz oben im Norden, in Schweden, wo im Sommer die Sonne niemals untergeht. Schon seit Jahren träumten wir davon, für ein paar Monate alles hinter uns zu lassen und neue Gegenden zu erkunden.

»Bis dahin dauert es noch.« Ich streichelte meinen Bauch.

»Ach, was.« Sie winkte ab. »Der VW Bus ist zwar klein, aber für ein Baby ist immer irgendwo Platz.«

Ich lächelte.

»Was ist?«

»Ich habe mir gerade Marcs Gesicht vorgestellt, wenn ich ihm eröffne, dass ich mit dir und dem Baby für ein paar Monate verreise.«

Mit dieser Kuh?, hörte ich ihn sagen. *Bist du wahnsinnig geworden?*

»Es käme ihm sicher gelegen. Dann könnte er endlich rund um die Uhr arbeiten und müsste nicht mehr nach Hause kommen.« Beim Wort *arbeiten* malte sie mit den Fingern zwei Anführungszeichen in die Luft.

Schweigen. Ich betrachtete meinen Ehering und schob ihn auf dem Finger vor und zurück. Wie ein Schwert bohrten sich Annas Worte tief in mein Fleisch. Mit der Hochzeit vor zwei Monaten hatte Marc sich offiziell zu mir und dem Baby bekannt. Dieser dumme Gedanke, dass er es aus reinem Pflichtgefühl getan hatte, ließ mich dennoch nicht los. Wie ein Parasit hatte er sich in meinem Herzen festgebissen. Anna und ich nippten an unseren Getränken und beobachteten das Treiben im Café.

An der Bar saß ein Typ mit rasselkurzen Haaren, der Annas Geschmack treffen könnte.

»Schau mal, dort drüben«, flüsterte ich ihr ins Ohr, um von mir abzulenken, und zeigte in seine Richtung. »Der scheint nett zu sein.«

»Zu blond«, winkte sie ab und schaute demonstrativ weg.

»Anna, komm schon. Seit dem Typen aus dem Laufklub hast du nie mehr von einem Mann gesprochen. Es ist an der Zeit, das zu ändern.«

Sie verschränkte die Arme und zog eine Grimasse. Nur kurz, danach trat wieder dieser niedergeschlagene Ausdruck in ihr Gesicht. Bestimmt dachte sie an die Zeit zurück, als ihr Laufklub ein neues Mitglied bekommen hatte und sie wochenlang nur von diesem einen Mann sprach. Noch nie hatte ich sie so erlebt. Zu der Zeit rannte sie sechs Mal die Woche, nur um ihn möglichst oft zu sehen. Für mich blieb nur noch ein Abend pro Woche übrig. Das war nichts, wenn man bedachte, dass wir bis dahin fast jede freie Minute miteinander verbracht hatten. Ihre Wangen glühten, wenn sie mir von ihm erzählte. Dann schilderte sie detailliert ihre Versuche, sein Tempo zu halten, um mit ihm ins Gespräch zu kommen. Und dann, von einem Tag auf den anderen, erwähnte sie ihn nie wieder. Als ich sie nach dem Grund fragte, meinte sie nur, eine andere wäre schneller gewesen. Dafür hatte sie von da an regelmäßig Männerbesuch. Ich war zwar Soziologin und keine Psychologin, doch ich war mir sicher, dass ihre Beziehungsunfähigkeit von den Affären herrührte, die Dora gehabt hatte, als Anna ein Kind gewesen war. Nun gingen die Männer nicht mehr in der Wohnung ihrer

Mutter ein und aus, sondern in der Einliegerwohnung darüber, der Wohnung von Anna.

»Ich finde, du ...« Weiter kam ich nicht. Ein Schmerz fuhr durch meinen Unterleib und raubte mir den Atem. Ich krümmte mich zusammen.

»Was ist?« Anna war aufgestanden und legte schützend eine Hand auf meinen Rücken.

Ich schüttelte sie ab. Im Moment ertrug ich keine Berührung. »Nur eine Übungswehe, kein Grund zur Sorge.«

Ich konzentrierte mich auf meine Atmung, bis sich mein Bauch wieder entspannte. Diesmal dauerte es länger als gewöhnlich. Ich warf einen Blick auf mein Handy, um die Uhrzeit abzulesen, da sah ich die Nachricht von Marc.

»Stimmt etwas nicht?«

»Marc übernachtet heute in Zürich. Er muss dringend einen Artikel fertig schreiben und sich gleich morgen früh mit der Redaktion treffen.«

Sie schaute mich mit diesem Blick an, eine Augenbraue leicht angehoben.

»Das habe ich gesehen!«, zischte ich und boxte sie spielerisch in die Schulter.

»Was hast du gesehen?«, fragte Anna unschuldig und blinzelte.

»Deinen Blick.«

»Und?«

Ich schwieg. Es war kein Geheimnis, dass Anna dachte, Marc würde die Arbeit nur als Vorwand benutzen, um sich anderweitig zu amüsieren. Egal, wie sehr ich mich anstrenge, ich schaffte es nicht, mir Marc mit einer anderen Frau vorzustellen, erst recht nicht im Bett. Vielleicht

fühlte er sich mir und dem Baby verpflichtet, doch dass er mich betrog, das glaubte ich nicht. Dafür kannte ich ihn zu gut.

Kapitel 5

Jetzt

Sie schwankt durch die Stadt, sieht alles doppelt und dreifach, als wäre sie betrunken. Obwohl sie besser stehen bleiben und sich auf eine Bank setzen sollte, schlurft sie weiter über die Pflastersteine, betäubt vom Schmerz in ihrer Mitte. Ein regelmäßiges Pochen dehnt sich aus, vom unteren Rücken bis in die Oberschenkel. Sie presst die Hand auf den Bauch und unterdrückt ein Stöhnen. Niemand soll mitbekommen, dass mit ihr etwas nicht stimmt.

Sie weicht einem Werbeschild am Rand der Gasse aus. Dabei knallt eine Schulter hart in ihre. Sie keucht erschrocken auf. Für einen kurzen Moment konzentriert sich der Schmerz in ihrem Oberarm, bevor er wieder unter ihren Bauch wandert. Die Hand auf die Schulter gedrückt, schaut sie dem Typen nach. Bloß ein unachtsamer Geschäftsmann in Eile. Sie ist keine Frau, die schnell weint. Tränen dienen keinem Zweck, trocknen nur den Körper aus und schwächen ihn. Trotzdem schluchzt sie so laut auf, dass sich der Mann doch noch nach ihr umdreht. Kraftlos sackt sie zusammen und sucht Halt an der Sandsteinmauer.

*»Alles in Ordnung?« Er kniet vor ihr, die Hand auf ihrem Knie.
»Habe ich Ihnen wehgetan?«*

Sie schaut auf in braune Augen voller Wärme. Diese Augen erinnern sie an jemanden.

»Nein.« Sie presst die Lippen zusammen und versucht sich an einem Lächeln. »Alles gut.«

Er kauft es ihr ab, murmelt nochmals eine Entschuldigung und eilt weiter. Sie vergräbt das Gesicht zwischen den Knien. Nichts ist gut. In ihrer Unterhose sammelt sich das Blut. So viel Blut. Es lässt sich nicht aufhalten.

In meinem Magen flattert es. Es fühlt sich eher an, als wäre ich auf dem Weg zu einem Vorstellungsgespräch und nicht zu einem Treffen mit meiner besten Freundin. Dabei steht Anna mir näher, als es eine Schwester jemals gekonnt hätte. Als Kinder klebten wir aneinander wie Zwillinge, machten nichts ohne die andere. Wir wuchsen im selben Dorf auf und meine Mutter fungierte praktisch als Ersatz für Annas, die ihren Kummer regelmäßig im Alkohol ertränkte. Später hing ihr Schlüssel an meinem Schlüsselbrett und meiner an ihrem. Wir wussten alles über die Liebschaften der anderen, wobei es bei Anna immer mehr zu wissen gab als bei mir. Dafür hatte ich mehr zu erzählen, wenn es um das Leben in der Stadt ging, denn Anna wohnt auch heute noch in der Einliegerwohnung im Haus ihrer Mutter.

Das Feld neben mir ist frisch gepflügt. Die dunkle Erde krümelt sich in Hügeln von unterschiedlicher Größe über die ganze Fläche, als hätten sich ein Dutzend Maulwürfe darin vergraben. Es passiert selten, dass mir auf dieser Strecke jemand begegnet. Heute ist es anders. Eine Frau kommt mir entgegen. Ein Tuch umschmeichelt ihren Hals und bedeckt einen Teil ihres Gesichtes. Ich lächle und nicke ihr zu. Sie läuft grußlos an mir vorbei. Verdattert bleibe ich stehen und schaue ihr nach. Irgendwie kommt sie

mir bekannt vor. Ich versuche, das Gesicht zuzuordnen, aber es gelingt mir nicht. In meinem Bauch rumort es. Ich gehe weiter, mit den Gedanken immer noch bei der Frau. Wahrscheinlich kommt sie nicht aus der Gegend, sonst hätte sie zur Begrüßung wenigstens genickt.

In der Ferne entdecke ich Anna vor ihrem Elternhaus. In ihrem roten Mantel sieht sie aus wie immer, die Zeit hat keine Spuren hinterlassen. Mechanisch lege ich die Hand auf den Bauch. Mit Kleidung sieht man mir die Schwangerschaft nicht mehr an. Das ändert nichts daran, dass das Gewebe darunter komplett ausgeleiert ist. Ich würde nie wieder einen Bikini tragen können, im Gegensatz zu Anna. Bestimmt rennt sie immer noch drei Mal die Woche mit ihrem Laufklub, während ich nicht einmal mehr einen kurzen Sprint durchhalte, ohne Seitenstechen zu bekommen.

»Hey«, begrüße ich sie und mustere ihr Gesicht. Es ist vom Puder ganz matt. Als ob sie das nötig hätte.

»Hey.« Nach kurzem Zögern schließt Anna mich in ihre Arme und drückt mich an sich. Der Duft ihres Vanilleparfüms steigt mir in die Nase und weckt Erinnerungen an die Zeit, als wir in hochhackigen Schuhen die Gassen der Berner Altstadt hinunter stolzierten. Damals drehten sich die Männer nach uns beiden um. Jetzt schauen sie nur noch Anna hinterher.

»Es ist lange her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

»Letzte Woche.« Anna legt den Kopf schief und lächelt schwach.

Wenn die Wahrheit nicht so traurig wäre, hätte ich laut aufgelacht. »Das zählt nicht. Kurz nach Leonies Geburt

muss es gewesen sein. Bei der Hauseinweihung, oder?«, frage ich, obwohl ich die Antwort genau weiß.

Anna nickt. Ich nehme Leonies Decke vom Fuß des Kinderwagens und will sie wieder über sie legen, da bemerke ich, dass sie mit der Decke auch gleich ihre Socken abgestrampelt hat. Ich ziehe sie vorsichtig wieder über ihre Füße, damit sie nicht aufwacht. Dabei macht die eingenähte Rassel ein schepperndes Geräusch.

»Die Socken hast du ihr genau an diesem Tag geschenkt. Erinnerst du dich?«

Anna beugt sich vor und späht in den Kinderwagen.
»Mhm.«

»Das war ein tolles Geschenk.« Ich spüre einen Blick auf meinem Rücken und schaue auf. Hinter einem Fenster im Erdgeschoss verschwindet ein Schatten. Obwohl ich mir sicher bin, dass es nur Annas Mutter war, die uns beobachtet hat, erschauere ich.

»Gehen wir?« Anna richtet sich auf und ich reiße mich vom Fenster los. Sie hat immer noch dieses Lächeln auf dem Gesicht, als wäre es eingefroren.

Ich nicke und gemeinsam biegen wir in einen Feldweg ein. Garantiert schaut Dora uns nach, bis wir am Horizont verschwinden.

Die Wiesen haben ihre saftige grüne Farbe längst abgegeben, dafür erstrahlen die Bäume rot, gelb und orange im Licht der Sonne. Anna zieht ihren Mantel aus und legt ihn über den Unterarm.

»Was ist passiert?«, frage ich. »Du warst so aufgewühlt letzte Woche.«

»Das spielt keine Rolle mehr.« Anna winkt ab. »Erzähl mir lieber, wie es deinen Eltern geht.«

Erstaunt schaue ich sie an. Wir haben uns so lange nicht mehr gesehen und Anna fragt mich zuerst nach meinen Eltern? Sie sagt nichts weiter, also scheint ihre Frage ernst gemeint zu sein. »Mein Vater genießt sein Rentnerdasein.«

»Ich konnte mir ihn nie ohne sein Ersatzteilgeschäft vorstellen. Es war, als hätte er nicht deine Mutter, sondern sein Geschäft geheiratet.«

»Er hat sich nicht freiwillig pensionieren lassen. Heutzutage kaufen die Leute lieber alles neu, anstatt ihre defekten Geräte zu reparieren. Ersatzteile sind nicht mehr gefragt.«

»Ein aussterbender Geschäftszweig.«

»Genau.« Ich rücke mit einer Hand Leonies Decke zurecht. »Und meine Mutter ist ständig auf Trab.«

»Ist sie immer noch Mitglied des Frauenvereins?«

»Nicht nur dort. Sie engagiert sich neuerdings auch im Trödeladen. Schaufenster dekorieren, eingegangene Waren sichten, einkassieren. Solche Sachen.«

Unser Gespräch verebbt, als hätte der Wald neben uns es verschluckt. Im Schatten wird es augenblicklich kälter. Ich lege eine zweite Decke über Leonie und auch Anna schlüpft mit einer fließenden Bewegung wieder in ihren Mantel. Sie läuft zu schnell. Ich mache längere Schritte, um sie nicht zu verlieren. Wir passieren einen Teich. Hunderte von Blättern bedecken die Wasseroberfläche. Leonie ist mittlerweile aufgewacht und plappert vor sich hin. Dadada. Immer dieselbe Silbe und in einer Lautstärke, die man ihr nicht zutrauen würde. Anna

läuft noch schneller. Wieder falle ich leicht zurück und mache noch größere Schritte. Der Schweiß sammelt sich auf meiner Stirn und rinnt langsam die Schläfe runter. Anna hingegen kostet das Tempo keine Anstrengung, im Gegenteil. Sie schafft es, ruhig durch die Nase zu atmen, während ich die Luft durch den Mund einsauge, und doch ist es nicht genug.

»Können wir langsamer gehen?« Meine Stimme tönt fremd zwischen dem Rascheln der Blätter und dem Knacken der Äste.

Anna dreht sich erstaunt nach mir um, als hätte sie nicht einmal bemerkt, dass ich nicht mit ihr Schritt halten kann. »Natürlich.«

Ich mustere ihren abwesenden Gesichtsausdruck. Etwas in mir gefriert, als hätte dieser Teil soeben realisiert, dass etwas nicht stimmt. Das ist nicht die Anna, die ich kenne. Meine Anna würde mir jedes Detail aus ihrem Leben erzählen. Von ihrer Mutter, die mit voller Absicht Zwiebeln und Knoblauch in die Lasagne schmeißt, obwohl Anna den Geschmack nicht ausstehen kann. Von der Verteilerzentrale, in der sie seit dem Rauswurf aus dem Restaurant arbeitet. Oder wie ihr Chef ihr ständig die schwersten Bestellungen zuweist. Jedes Mal, wenn ich sie etwas frage, lenkt sie das Gesprächsthema auf mich. Ich schweige, in der Hoffnung, sie brauche nur ein wenig Zeit, um sich mir anzuvertrauen. Immerhin haben wir uns monatelang nicht gesehen. Mein Plan geht nicht auf, Anna sagt kein Wort mehr.

An der Kreuzung, wo ich rechts auf eine Nebenstraße abbiegen müsste und Anna weiter geradeaus, stehen

wir einander gegenüber, beide mit den Händen in den Manteltaschen. Es kostet mich einiges an Kraft, den Blick nicht abzuwenden. Anna schaut neben mir vorbei zum Horizont, wo sich die Berge aneinanderreihen. Die Sonne scheint ihr ins Gesicht und sie kneift die Augen zusammen.

»Darf ich ein Glas Wasser haben?«, fragt sie und legt eine Hand auf ihre Brust. »Mein Hals ist so trocken.«

»Du darfst auch einen Kaffee haben.«

»Da kann ich nicht widerstehen.« Sie lacht, das erste Mal herzlich und ehrlich.

Die Spannung weicht aus meinem Körper. Vielleicht würde sie sich mir im geschützten Innern eher anvertrauen. Wir biegen in die 30er-Zone ein und laufen die letzten Meter zu unserem Haus. Natalias SUV parkt in ihrer Einfahrt. Ich öffne die Tür und nehme Anna den Mantel ab. Danach ziehe ich meinen ebenfalls aus und hänge die beiden nebeneinander auf. Feuerrot ragt ihrer zwischen den sonst ausschließlich dunklen Kleidungsstücken in der Garderobe hervor. Ein paar Haarsträhnen kleben mir im Gesicht. Zwischen meinen Brüsten und am Rücken hat sich der Schweiß gesammelt. Am liebsten würde ich gleich unter die Dusche springen und das klebrige Gefühl von meiner Haut waschen. Ich ziehe vorsichtig die Decke unter Leonie hervor und starre auf ihre nackten Füße.

»Schon wieder sind die Socken weg«, murmle ich. Eine finde ich unter der Decke. Auf der Suche nach der anderen wühle ich in der Wanne und sogar im Ablagefach, obwohl es unwahrscheinlich ist, dass sie dort gelandet ist. Vielleicht liegt sie vor dem Haus. Ich gehe

nach draußen und suche den Weg von unserem Garten bis zu Frau Kochers Haus ab. Nichts.

»Es ist doch nur eine Socke«, meint Anna, als ich zurückkomme.

»Da hängen so viele Erinnerungen dran.« Ich verschränke die Arme und schmolle. »Wie Leonie das erste Mal ihre Zehen in den Mund genommen hat. Wie sie strampelt und merkt, dass sie Geräusche macht und sich deswegen umso stärker bewegt. Es ist nicht *nur* eine Socke.«

Anna runzelt die Stirn. Sie scheint nicht zu verstehen, warum mir ihr Geschenk so wichtig ist. »Vielleicht findest du sie beim nächsten Spaziergang wieder.«

»Das hoffe ich.«

In der Wohnküche fülle ich den Kolben mit Kaffeepulver. Anna starrt aus dem Fenster, die Hände im Schoß gefaltet. Als ich mich zu ihr setze, schaut sie mich an. Eine kleine Falte hat sich zwischen ihren Augenbrauen gebildet. »Isabel, ich muss dir etwas sagen.«

Augenblicklich versteife ich mich. Ich habe zwar gehofft, dass sie auftaut. Aber wie sie meinen Namen ausgesprochen hat, so unheilvoll, rechne ich mit dem Schlimmsten.

»Ich habe meinen Job gekündigt«, fährt sie seelenruhig fort, als würde sie mir erzählen, sie hätte gestern Abend Spaghetti gegessen. Das ist nicht, was ich erwartet habe.

»Den bei der Verteilerzentrale?«

»Nein, da arbeite ich schon länger nicht mehr. Ich meine den an der Tankstelle.«

Ich schüttele langsam den Kopf. Zuerst das Restaurant, dann die Verteilerzentrale und jetzt die Tankstelle? Ich kenne niemanden, der so häufig den Job wechselt wie Anna. »Aber warum?«

»Ich fahre eine Weile weg.« Anna trinkt einen Schluck von ihrem Kaffee und leckt sich den Schaum von den Lippen, den Blick in die Tasse gerichtet. »Mit dem VW Bus.«

»Mit dem VW Bus«, wiederhole ich stumpf. Die Enttäuschung übermannt mich. Die Europatour war unser Traum, seit wir Kinder waren. Deutschland, Dänemark, Schweden, immer dem Meer entlang. Jetzt ist es nur noch Annas Traum. Das erklärt, warum sie während des ganzen Spazierganges so schweigsam war. Bestimmt hat sie überlegt, wie sie mir ihren Entschluss möglichst schonend beibringen kann.

»Es tut mir wirklich leid, Isabel.« Als ich nichts erwidere, fährt sie fort: »Ich brauche Abstand von all dem, was in letzter Zeit passiert ist. Abstand von der Anna, die im Alltagstrott versinkt. Ich will herausfinden, wie die Anna ist, die einfach in den Tag hinein lebt. Ich muss das tun. Jetzt. Verstehst du?«

Ich nicke und klammere mich an meine Tasse.

»Bist du wütend auf mich?«

Ich lege den Kopf schief. Habe ich überhaupt das Recht, wütend zu sein? Schon so oft haben wir diese Reise aufgeschoben, jedes Mal meinerwegen. Ich habe mich entschieden, zu studieren. Dann ein Kind zu bekommen. Ein Haus zu kaufen und sesshaft zu werden. Ich darf nicht erwarten, dass sich Anna so lange geduldet, bis Leonie alt genug ist, um ohne ihre Mutter zurechtzukommen. Oder bis ich bereit bin, sie loszulassen. Wahrscheinlich wird das nie geschehen.

»Nein«, sage ich daher bestimmt und stelle die Tasse auf den Sofatisch. »Mach diese Reise und genieße sie.«

Die Anspannung verschwindet aus Annas Gesichtszügen.
»Danke.«

»Bist du *mir* böse?«, frage ich und knete meinen linken Handrücken.

»Wie könnte ich? Du hast jetzt ein Kind. Das bedeutet Verantwortung. Ich verstehe, dass du nicht von heute auf morgen alles hinschmeißen kannst.«

»Das meine ich nicht.« Ich stocke und halte inne. Auf der einen Seite möchte ich diese Sache zwischen uns aus der Welt räumen. Auf der anderen fürchte ich, das zarte Band, das wir soeben neu geknüpft haben, könnte sofort reißen, wenn ich es anspreche. Anna schaut mich erwartungsvoll an.

»Bist du mir böse«, ich räuspere mich, »weil ich mich nicht bei dir gemeldet habe? In den letzten Monaten?«

Sie schweigt und blickt zum Fenster. Ich halte den Atem an und warte. Die Küchenuhr tickt. Tick tack, tick tack.

»Ein bisschen«, gesteht sie schließlich. »Ich hätte dich gebraucht.«

»Tut mir leid. Leonies Geburt hat mich komplett aus der Bahn geworfen. Ich musste mich zuerst daran gewöhnen, dass plötzlich ein kleiner, wehrloser Mensch da ist und mich rund um die Uhr beansprucht.« Dass auch ich in dieser Zeit Sorgen ausstehen musste und vor lauter Angst um Leonie zeitweise wie gelähmt war, verschweige ich.

»Alles gut, Isabel. Du musst dich nicht rechtfertigen.«
Wie auf Kommando ächzt Leonie im Kinderwagen. Ihre Füße ragen aus der Wanne.

»Stört es dich, wenn ich Leonie hier stille?«

Anna zögert kurz, dann verneint sie. Ich setze Leonie an die Brust und Anna schaut diskret zum Fenster. Eine

Weile sagen wir nichts, nur ein leises Schmatzen vertreibt die Stille im Raum. Ich bemerke, wie Anna mich gelegentlich mustert. Es ist ihr unangenehm, dass ich mit halb entblößtem Oberkörper vor ihr sitze, das spüre ich.

»Und wie finanzierst du die Reise?«, frage ich, um von mir abzulenken.

»Ich fahre, so weit mich mein Geld trägt, und suche dann einen Job.« Sie lächelt mechanisch, als hätte sie es einstudiert. »Viel schlechter als Ware für Einkaufszentren in einen Rollcontainer zu schichten, kann es nicht sein.«

»Und deine Wohnung?«

»Ich wollte sie untervermieten, aber Dora ist strikt dagegen, dass jemand Fremdes mit ihr im Haus wohnt. Ihr gehören nun mal beide Wohnungen, sie hat das letzte Wort.«

Ich verdrehe die Augen. »Sie ändert sich wohl nie.«

»Ja. Es hat ihr schon immer Spaß gemacht, mir möglichst viele Steine in den Weg zu legen.«

Leonies Atemzüge verlangsamten sich und werden tiefer. Sie ist an meiner Brust eingeschlafen. Anna schaut auf ihre Knie und krallt die Finger in den Stoff ihrer Jeans. Ich stehe auf und lege Leonie in den Stubenwagen. Vorsichtig gebe ich ihr einen Kuss auf die Stirn und schnuppere den unvergleichlichen Duft nach Karamell ein. Das könnte ich den ganzen Tag machen.

»Ich muss los«, sagt Anna.

Ich schaue auf die Küchenuhr und hebe die Augenbrauen. Es ist erst Viertel vor vier. Anna nimmt ihren Mantel aus der Garderobe. Der Bügel fällt scheppernd auf den Boden. Schwerfällig wie eine alte Frau hebt sie ihn wieder auf und hängt ihn an seinen Platz zurück.

»Es hat mich gefreut, vor meiner Abreise nochmals mit dir zu plaudern.«

»Mich auch.«

Wir umarmen uns und sie drückt mich so fest, als wolle sie mich nie mehr loslassen. Mir steigen die Tränen in die Augen.

»Schreibst du mir?«, frage ich und gebe mir die größte Mühe, meine Stimme zu kontrollieren.

»Jede Woche.« Sie streichelt mir mit ihrer warmen Hand über die Wange. »Machs gut, Isabel.«

Als sie beim Gartentor angekommen ist, packt mich ein komisches Gefühl.

»Anna?«, rufe ich ihr nach.

Sie dreht sich um.

»Bitte pass auf dich auf.«

Sie lächelt schwach und geht zum Tor hinaus. Ich schaue ihr nach, bis sie aus meinem Sichtfeld verschwunden ist.

Ich lehne mich an die Tür und schlinge die Arme um meinen Oberkörper. Wie Anna mich angeschaut hat. Wie sie mich umarmt hat. Viel zu lange und viel zu fest. Es hat sich nicht angefühlt wie ein Abschied für ein paar Monate, sondern wie einer für immer. Ich fröstle und meine Unterlippe zittert. Meine Haut fühlt sich noch klebriger an als unmittelbar nach dem Spaziergang. Ich schließe die Tür und schaue in den Stubenwagen. Leonie schläft auf dem Rücken, mit leicht geöffnetem Mund. Wenn ich duschen will, dann jetzt. Ich schlüpfte aus meiner Kleidung und werfe sie in den Wäschekorb, bevor ich in die Dusche steige. Das Wasser läuft über mein Gesicht und blubbert in meinen Ohren. Mit einem Schwamm

schrubbe ich meine Haut, schrubbe und schrubbe, aber das unguete Gefühl verschwindet nicht.

Die Erinnerung an den Schulausflug ins Berner Oberland im ersten Gymnasiumsjaar erscheint so klar vor meinen Augen, als wäre es gestern gewesen. Wir wanderten mit zwanzig anderen Teenagern durch den Wald, mit dem Ziel, auf einer Lichtung unsere Zelte aufzuschlagen und eine Nacht am Lagerfeuer zu verbringen. Anna murrte den ganzen Weg vor sich hin und trat gegen jede Wurzel, die ihr im Weg lag. Als ob diese schuld wären, dass sie bei der Mathematikprüfung am Tag zuvor kaum eine Aufgabe hatte lösen können. Dies trotz der unzähligen Stunden, die wir miteinander gebüffelt hatten. Auf einmal bog Anna vom Weg ab, stampfte durch kniehohe Gebüsch und schaute nicht zurück. Ich folgte ihr, warf immer wieder prüfend einen Blick über die Schulter, um herauszufinden, ob die beiden Lehrerinnen unser Fehlen bemerkt hatten. Hatten sie nicht. Wir entfernten uns weiter von der Gruppe, liefen so weit in den Wald hinein, dass mein rasendes Herz mich davor warnte, weiterzugehen. Überall hörte ich Schabgeräusche und es biss mich am ganzen Körper, als würden unsichtbare Insekten über meine Haut krabbeln. Irgendwann ging es nicht mehr weiter. Eine Schlucht spaltete den Wald in zwei Teile. Kleine Steine bröckelten über den Abgrund und fielen steil in die Tiefe. Unten rauschte ein Fluss.

»Komm da weg«, ermahnte ich Anna.

Sie hörte nicht auf mich, sondern trat noch näher an den Rand der Klippe.

»Anna, komm da weg!« Ich blieb mit einem Meter Abstand hinter ihr stehen. Mir wurde sofort schwindlig,

als ich von dort aus den steilen Hang hinunter schaute. Anna hingegen schien die Tiefe nichts auszumachen.

»Nur ein winziger Schritt«, sagte sie, »und alles wäre vorbei.«

Was hatte sie gerade gesagt? Sie wollte doch nicht etwa springen?

»Anna?« Meine Stimme tönte ungewohnt schrill und meine Beine drohten einzuknicken.

Sie antwortete nicht. Stattdessen setzte sie sich hin und ließ ihre Füße baumeln, als wäre sie auf einer Mauer im Park. Ein Band legte sich um meinen Hals und nahm mir die Luft zum Atmen.

Dasselbe Gefühl wie damals im Wald überkommt mich jetzt wieder und selbst das warme Wasser kann den Gedanken nicht wegwaschen. Würde sie das tatsächlich tun? Meine Haut ist rot von der Hitze. Ich schalte das Wasser aus, das sich gar nicht mehr so warm anfühlt, und öffne das Badezimmerfenster, um den Dampf rauszulassen. Kalte Luft dringt ins Innere, die Härchen auf meinen Armen stellen sich auf. Ich schließe das Fenster wieder und wickle ein Badetuch um meinen Körper. Auf Zehenspitzen schleiche ich die Treppe runter und hinterlasse dabei feuchte Spuren auf den Fliesen. Der Boden im Erdgeschoss ist eiskalt, der Vorhang des Stubenwagens flattert. Habe ich die Haustür nicht geschlossen? Ich luge um die Ecke und tatsächlich, die Tür steht einen Spalt breit offen. Schnell schließe ich sie, bevor sich Leonie eine Erkältung holt. Es ist bereits unangenehm frisch im Raum. Ich tapse zum Stubenwagen, um Leonie zudecken, und halte inne. Ihre Decke liegt zerknüllt im Fußbereich, als wäre sie weggestrampelt worden. Aber

Leonie fehlt. Ich hebe die Decke hoch, um ganz sicherzugehen. Leonie ist nicht da.

»Marc?«, krächze ich in die Stille. »Bist du es?«

Keine Antwort. Ich drehe den Kopf so schnell in Richtung Garderobe, dass mir schwindlig wird. Marcs Schuhe stehen nicht auf der Ablage. Wo ist Leonie? Ich stolpere die Treppe hoch, reiße die Tür zum Schlafzimmer auf. Nichts. Natürlich nicht. Wie sollte sie hier hochgekommen sein? Trotzdem durchwühle ich den Schrank, reiße wie eine Verrücktgewordene die Kleider von den Bügeln. Keine Leonie. Ich torkle rückwärts, zittere am ganzen Körper.

»Leonie!«, schreie ich in Marcs Büro, das so spärlich möbliert ist, dass es hallt. Hier ist sie nicht und auch nicht im Badezimmer. Kein Gebrabbel, kein Geschrei, nur mein eigenes Keuchen. Ich renne die Treppe runter, zwei Stufen auf einmal nehmend. Rutsche auf der untersten aus. Falle. Rapple mich wieder auf. Klammere mich an den Rand des Stubenwagens. Er ist leer. Leer. Leer.

Sei nicht irrational, sage ich zu mir. Dafür gibt es bestimmt eine gute Erklärung

Es nützt nichts. Die Angst um Leonie drückt meinen Brustkorb zusammen, presst sämtliche Luft hinaus. Ich eile nach draußen, stoße mir den nackten Zeh am Türrahmen, stolpere weiter.

»Hallo?«, rufe ich.

Keine Antwort. Ich renne hinters Haus, öffne den Deckel der Mülltonne, schaue in die Truhe mit den Gartengeräten. Auch hier ist Leonie nicht. Warum sollte sie? Warum zur Hölle sollte sie in der Mülltonne sein? Warum in der Truhe? Ich schwitze wieder und friere, alles gleichzeitig.

»Suchen Sie etwas, Frau Isabel?«

Ich fahre herum, spähe nach dem Gesicht zu der Stimme, die nach mir gerufen hat. Auf dem Balkon des Nachbarhauses steht Frau Kocher und reckt sich weit übers Geländer.

»Meine Tochter, sie ist ...«, rufe ich hoch. »Haben Sie Leonie gesehen?«

»Leonie?« Sogar von hier aus bemerke ich, wie sich ihre Stirn in Falten legt. »Nein, das habe ich nicht. Was ist denn los?«

Ich antworte nicht. Meine Zähne klappern. Mit nasen Haaren stehe ich neben der Babyschaukel im Garten und versuche, zu begreifen, was gerade geschieht. Meine Gedanken laufen Amok, es fällt mir schwer, sie zu fassen und in eine Reihenfolge zu bringen, die einen Sinn ergibt.

Konzentrier dich, Isabel. Konzentrier dich!

Ich presse die Fingerspitzen an die Schläfe und drücke die Augen fest zu. Was ist passiert? Ich habe die Tür abgeschlossen und gleich danach nochmals nach Leonie gesehen. Sie schlief tief und fest. Ich duschte, nicht übermäßig lange. Dann war der Stubenwagen leer. Wo ist Leonie? Immer wieder geht mir diese Frage durch den Kopf, als hätte er einen Sprung. Wer war in unserem Haus und wie kam er hinein? Ich hatte doch abgeschlossen. Ich presse eine Hand auf meine Stirn. Sie glüht förmlich. Mein Atem geht schneller, ruckartiger. Dann schreie ich, so laut ich kann. Schreie und heule, beides gleichzeitig. Ich bekomme keine Luft. Leonie ist weg.